

Leseprobe: Die Farbe der Angst (Auszug)

Corinna Antelmann - mail@corinna-antelmann.com

(„Die Farbe der Angst“, erschienen im Resistenz-Verlag, 2009)

[...]

Am nächsten Tag wurde Dana vom Klingeln des Telefons aus dem Schlaf gerissen, den sie mit Aliens und sterbenden Enten hatte teilen müssen. Und zwischen verendende Wasservögel und krakenarmige Außerirdische mischten sich jetzt die Wörter Operation und Geschwür und wieder das eine verhasste Wort, das so böseartig klang. Kein Grund zur Sorge, sagte er noch, aber Dana wusste nicht, ob er das wirklich sagte; sie hatte bereits aufgelegt und bereute, dass die ärztlichen Worte ausgerechnet in ihr schlafweiches Hirn gedrungen waren, das sich in diesem Zustand umso wunderbarer dafür eignete, neue Angst in sich aufzunehmen: ein bereitwilliges Nest, um Bastarde auszubrüten, die nichts anderes waren als die Kinder des Geistes, der nur Böses will.

Dana streifte sich einen Morgenmantel über und rannte die weite Strecke des Flures herunter zu ihrem Rucksack, wo sie die Kladde herauszog und alle Seiten herausriss, die sie gestern geschrieben hatte. Ich muss aufpassen, was ich in die Welt setze, dachte Dana, mein Körper gebiert Geister. Das ist es, was ich in dieses Leben bringe: Kinder in brennenden Häusern und Vögel, die von Bäumen herunterfallen wie faules Obst. Angst und Tod leben in mir, ist es nicht so; der Krebs ist ein reges Tier und ein eigenständiges Lebewesen, so habe ich mir das nicht vorgestellt. Und sie setzte sich auf das Kelimkissen, das feucht war von verschüttetem Sekt, weckte auch Jan nicht, der sich anlässlich des neuen Auftrages heute freizugeben schien. Pause. Dann weinte sie kurz und heftig, nahm eine Zigarette, die sie in einer angebrochenen Packung auf dem Wohnzimmerteppich liegen sah und jagte den Rauch ihren Hals herunter, kämpfte auf diese Art einen womöglich erfolglosen Kampf mit dem Tod, der jetzt Teil ihres Lebens war, sie hatte es bereits geahnt: Schluss mit lustig. Als die Zigarette geraucht war, starrte Dana eine Weile auf den ausgeschalteten Fernseher, der ihr seinen schwarzen Bildschirm entgegenbleckte, ein Nichts, ein schwarzes Loch, eines, von denen es so viele geben sollte im Universum, sie hatte flüchtig, leicht gelangweilt, darüber gelesen; jetzt aber interessierte sie das

Thema plötzlich, denn wer sagte ihr, ob sie nicht genau dort landen würde, bald schon. Sie hatte nie ein Krankenhaus von innen gesehen, außer bei ihrer eigenen Geburt, aber hierzu fehlten ihr die Bilder, ausgeknipst, ersetzt von einem schwarzen Bildschirm, leer.

Der Vormittag verstrich, und Dana saß noch immer da, mit feuchter Pyjamahose, langsam hatte sich der Sekt aus dem Kissen in den Stoff an ihrem Gesäß gerettet, dem Leben näher zu sein. Was sollte sie jetzt tun, was hatte sich geändert seit dem Anruf, nichts. Wieso hatte er ihr kein Gespräch angeboten, der Dr. Kammer, so also ging das: Leute anrufen und sie dann auf ihren Kelimkissen sitzen lassen. Geräusche drangen aus dem Nebenzimmer an ihr Ohr; Jan rekelte sich lautstark ins Erwachen, kam hereingeschlurft und griff nach einem Stück kalten Fisch, das er sogleich geistesabwesend in den Mund schob, um es in hohem Bogen wieder auszuspuken, pfui Deibel, ich werde mir eine Fischvergiftung holen. Vorsichtig mit dem Teufel, sagte Dana, und die gesammelten Texte christlicher Kultur kamen in ihr hochgekrochen, raunten von Sünden und von der Hölle und dem Himmel und sprachen in diesen ganzen Metaphern, die einem dann einfielen, wenn es zu Ende ging. Dana fühlte die Tränen wieder aufsteigen, konnte sich nicht frei machen von den Bildern des Jüngsten Gerichts und dem ganzen Schrott, den sie doch längst zermalmt hatte in der Müllpresse ihrer Aufgeklärtheit. Ist was, fragte Jan und spülte mit einem Glas Wasser den Fischgeschmack aus seinem Mund, schmeckt nach Fäulnis. Ich verfaule, dachte Dana, ganz langsam, von innen, und laut sagte sie: du weißt schon, dieser verflixte Redakteur, ich hab's mir endgültig mit ihm versemmt. Jan winkte ab: ich kann das nicht mehr hören, dein Gejammer, sagte er. Das Fernsehen hier, das Fernsehen da, es trägt doch nicht die Schuld an dem allgemeinen Weltenzustand und an dem deinen wohl auch kaum. Nur, dass das Fernsehen mir die Bilder gegeben hat, Aliens zu erzeugen, dachte Dana, aber das entsprach nicht der Wahrheit; sie wusste es besser. Die Bilder, die produzierte sie selbst, wieder und wieder, beließ es nicht beim Zeugen, sondern gebar den Schund obendrein auf dem Papier. Im Übrigen galt ihr Ekel, den sie dem Fernsehen gegenüber empfand, dem quasi pränatalem Stadium dessen, was es später zu sehen geben würde: den Herren und Damen, wie sie dort zusammensaßen hoch über der Wirklichkeit der Stadt und in ihren Stahlbäuchen

auf den Ideen brüteten. Ideen, die zuvor genmanipuliert und selektiert worden waren: das Kranke ins Kröpfchen, das Gesunde ins Töpfchen. Übrig blieb all das, was sie als normal erachteten und dem normalen Menschen zugänglich, doch wer war das, der normale Mensch; ein anderer hätte keine Chance, jemals die elfte Etage zu verlassen, um ein Leben nach der Konzeption zu beginnen. Und dieses Andere, das hatte jetzt Dana am Hals. Die-Schlechten-ins-Kröpfchen-Kacke.

Lass mich doch über das Fernsehen schimpfen, sagte Dana trotzig, denn auf was sonst sollte sie schimpfen, auf Gott vielleicht; außerdem bezeichnete sich Jan als ihr Lebensabschnittsbegleiter, in diesem Fall war der Ausdruck vermutlich so schwachsinnig wie ungesund trefflich, und also bestand eine gewisse Zuhörpflicht, fand Dana. Und die Pflicht, sie in Pläne einzuweißen, die auch ihr Leben berührten. Du hättest mir ruhig erzählen können, dass du Leute einlädst, sagte sie folgerichtig, und erntete ein noch genervteres: jaja, um mir dann anzuhören, dass du sie nicht leiden magst, aber wen magst du schon leiden, vermutlich nicht einmal dich selbst.

Darum geht es nicht. Dana stand auf und blieb Jan die Antwort darauf schuldig, worum es ihr denn dann ginge. Sie schlenderte in die Küche hinüber und fingerte im Brotkasten, zwischen alten Kanten und krümeligen Knäckebrötchen, nach einem einigermaßen frischen Brötchen, auf das sie sich den harten Rest Nutella würde schmieren können. Was eigentlich ging sie jetzt noch Essen an. Was eigentlich ging sie der Herr Redakteur an: nichts; er erschien Dana mit einem Male so gleichgültig wie das schimmelige Brot, das hinten im Brotkasten lauerte, wie all die Marcs und Hans-Jörgs und ebenso gleichgültig wie Jans Pflichten.

In der erstaunlich blanken Spiegelung der Spüle erhaschte Dana einen Blick in den Ausschnitt ihres Morgenmantels, der befleckt worden war, und sie wusste: allein um die Angst ging es, wieder und wieder, unfreiwillig, aber stet; in ihrem Kopf fand kaum etwas anderes statt, doch eher würde sie platzen als Jan davon zu erzählen. Er würde ihr nicht helfen können, niemand konnte das, nicht einmal Gott. Wäre sie gläubig geblieben, dann vielleicht, fast bereute Dana ihren Entschluss, Gott Gott sein zu lassen.

Jan trat jetzt ebenfalls in die Küche und ging an ihr vorbei zum Kühlschrank, um die Espresso-Dose herauszuholen, die er dort neuerdings aufbewahrte. Das war

seine Art, Ordnung in ihr gemeinsames Chaos zu bringen. Ich mache mir schnell einen Kaffee, dann gehe ich arbeiten, willst du auch einen, sagte er. Keine Zeit, erwiderte Dana und dachte, Zeit wofür, für das Leben vielleicht, was blieb ihr an Zeit. Ausflüchte. Ich arbeite auch, vergessen, setzte sie noch nach; damit verschwand sie im Bad, schmierte Zahnpasta auf ihre Zahnbürste und begann, sich für den Tag zurechtzumachen. An wie vielen Tagen würde sie noch Zahnpasta auf die Bürste schmieren und von rot nach weiß putzen, dieses tägliche Allerlei, von dem sie geglaubt hatte, es würde immer und ewig so weitergehen, was hieß: immer und ewig, im Himmel wie auf Erden. An wie vielen Tagen würde sie noch kaltes Wasser in ihr Gesicht spritzen und die Tagescreme auf Wangen und Stirn verteilen, sie wagte nicht, weiter zu denken; und was anderes konnte sie mit diesen bleibenden Tagen anfangen als das, was sie immer getan hatte, und was sie ihr Leben nannte.

Sie zog sich aus, den Blick vom Spiegel abgewandt und zwängte sich hinter den schimmeligen Vorhang aus Plastik in die Dusche. Durch das Wasserrauschen hindurch hörte sie, wie Jan in der Küche hantierte, hörte, wie der Espresso brodelte und das Zischen der Gasflamme verstummte. Das ganz normale Leben, und sie war kein Teil mehr davon, auch wenn das Wasser auf ihrer Haut sich anfühlte, wie es sich immer anfühlte, und sie nach dem Duschen sogar etwas Lippenstift auftrug. Er schimmerte ebenso violett wie das, was an oder in ihr nagte und würgte, also wischte sie ihn wieder ab. Etwas hatte sich verändert und sicher nicht in dem Sinne, wie Frau Veron es gemeint haben könnte, als sie sagte: dann ändere was.

Sie würde es versuchen. Würde die Normalität suchen, wo sie bisher zu finden gewesen war: Feschak, Lukas, ein Kaffee mit Milch, der sich Großer Brauner nannte, aufgeschlagene Kladde mit drei verschieden farbigen Stiften, erster Akt, zweiter Akt, dritter Akt, das volle Programm. Und tatsächlich, es funktionierte. Zunächst. Etwa eine Viertelstunde, wie viel war eine Viertelstunde Lebenszeit, womöglich viel, und erst kürzlich hatte sie sich noch eine halbe Stunde davon vom Talk im Dritten stehlen lassen, und am Tag zuvor zweieinhalb Stunden Bahnfahrt zur Redaktion und zweieinhalb Stunden zurück: machte fünf. Wie fülle ich sinnvoll meine Zeit, dachte Dana und klappte die Kladde mit den zerrissenen

Seiten wieder zu. Produzieren und vernichten, so leben die Kinder und denken dabei nicht eine Sekunde lang daran, dass dies Vergeudung von Zeit sein könnte. Knetmännchen, das Erste, schön, krawumm, zu Brei vermatscht, Knetmännchen, das Zweite, krawumm, vom selben Schicksal ereilt. So war das eben mit dem Leben und dem Sterben und der Zeit, das sowieso. Also keine Angst.

Danas Hand zitterte, als sie die Tasse zu ihrem Mund führte, und so stand sie auf und zog sich eine Schachtel Zigaretten. Teuer waren die geworden in der Zwischenzeit. Du rauchst wieder, also Dana, kommentierte Lukas, willst dir wohl den Tod auf den Hals hetzen. Genau da sitzt er, dachte Dana, sagte jedoch auch zu Lukas nichts, sondern setzte sich wieder. Und da sie sah, dass Lukas mit heißem Dampf und merkwürdiger Apparatur eine neue Methode zum Milchaufschäumen probierte, rief sie zu ihm herüber: sieh lieber zu, dass du dich nicht verbrühst, das sieht ja waghalsig aus. Alle Wörter mündeten im Hals.

Dana lehnte sich zurück, zündete sich die Zigarette an und schlug ihre Kladdeloch entschlossen wieder auf. Sie schrieb: Ein Engel landet unverhofft auf der Erde und soll verhaftet werden. Da begegnet ihm ein kleiner Junge, der ihn in sein Haus aufnimmt, um ihn bei sich zu verstecken und... klang nach E.T. Alles gab es bereits, eine unendliche Wiederholung von Dagewesenem, vielleicht war auch sie bereits einmal gewesen. Niemand brauchte Wiederholungen. Weg damit.

Dana hörte ein krachendes Geräusch, schaute auf, hinter der Scheibe zur Küche stand Lukas, ganz ruhig in sein Schaum-Schlagen vertieft. Wieder das Krachen; es erklang direkt unter Danas Stuhl, stieg zu ihr empor, und als sie nach dem dritten Krawumm hinunterblickte, da sah sie, wie sich der Boden unter ihr öffnete: ein Erdbeben. Dana schaute erneut, dieses Mal hilfeschreitend, zu Lukas, der den Blick nicht erwiderte; fluchend hielt er seine verbrannte Hand unter Wasser. Und bevor sie nach ihm rufen konnte, da fiel sie bereits, fiel gemeinsam mit ihrem Stuhl durch das Loch unter ihrem Sitzplatz, fiel in den Keller hinunter, so dachte sie. Aber nein, keine Kellergänge zu sehen, kein Grund, kein Boden, kein Fundament, keine Erde; der Stuhl sauste ins Bodenlose, ohne ein Geräusch, ohne Aufprall und Zersplittern, irgendwohin, weit, weit weg, nur Dana gelang es, sich klammernd am Rand des Kraters festzuhalten. Horrifiziert sah sie dem Möbelstück aus österreichischer Kiefer hinterher, das nicht mehr zu sehen war.

Stattdessen blickte Dana nun auf eine Landschaft, die sich weit unter ihren Füßen ausbreitete, entrückt, anders, biblisch vielleicht, nein unbekannt. Oder lag dort die Mongolei, dort unten, auf der anderen Seite von Bremen, sie hatte sich nie für Geografie interessiert, hatte die Heimatstadt kaum je einmal verlassen. Nein, das da unten, das waren keine Mongolen, was denn dann: ein zu Volk verdichteter Menschenhaufen, der aufgeregt hin- und herlief, gescheucht von Soldaten in purpurnen Gewändern, die herrisch herumbrüllten und die Menschen hinter eine Absperrung zusammentrieben. Sie trugen auch Schwerter, die Herren Soldaten, ein Krieg tobte, so sah das doch aus: Krieg. Und überhaupt Soldaten, wo kamen die her, gab es sie wirklich oder nur in Danas Einbildung, gab es einen Unterschied zwischen dem, was sie sah, und dem, was existierte. Fernsehen vielleicht oder der Blick in die Geschichte: ja, das mussten Römer sein. Merkwürdige Römer, die sich purpurn gewandeten, in der Farbe teurer Desinfektionsmitteln, wie konnten sie nur; das alles dachte Dana und dachte es auch nicht, weil der Schreck das Denken lähmte, und die Menschen unter ihrem baumelndem Körper Danas Gedanken übertönten, so laut schrieten sie; irgendetwas ging dort vor sich, das ihnen Angst einflößte, der ganz normale Wahnsinn des Krieges, ein wahnsinniges Gebrüll.

Dana schwitzte, ihre Finger taten ihr weh, so angestrengt krallte sie sich fest, um nicht hinter ihrem Stuhl her zu fallen, dort in diese Landschaft hinein; nirgends konnte sie die restlichen Gebeine verschollenen Kaffeehaus-Inventars in dem zur Steppe vertrockneten Gras ausmachen. Sie schwitzte heftiger, schloss die Augen und rief nach Lukas: Lukas, komm hilf mir, zieh mich hoch. Sie hörte, wie sie nicht rief, sondern schrie, ebenso wie es das unbekannte Volk unter ihr tat, so laut, dass es ihr in den Ohren gellte, und endlich spürte sie tatsächlich Lukas' vom Cool-Pack gekühlte Hand, mit der er ihr die schweißigen Finger von der Tischkante löste, an der sie sich die ganze Zeit über krampfhaft festgehalten haben musste. Sie blinzelte und fühlte ihr Gesäß klitschnass auf dem Stuhl kleben, den sie eben noch auf Nimmerwiedersehen verschwunden geglaubt hatte. Alles in Ordnung, hörte sie eine ferne Stimme direkt an ihrem Ohr, dann kippte sie wimmernd, mit noch immer geschlossenen Augen vom Stuhl herunter und blieb auf dem abgewetzten Dielenboden liegen.

[...]